Die schöne Wata.

Von Léon de Tinseau.

Autorisirte Uebersetzung von R. von Goerne.

Er hatte schon so manche Liebesabenteuer erlebt, der Graf Gontran d'Heristal, dem in Folge des Mißgeschicks, welches seine Angriffe auf weibliche Tugend im Gefolge hatten, und welches jeden Anderen als diesen hartgesottenen Mädchenjäger entmuthigt haben würde, von seinen Freunden der Beiname „Pechvogel" beigelegt war.

Faßte er doch eines Tages den Entschluß, eine Königin zu entführen, oder wenigstens die Gemahlin eines Königs, was so ziemlich gleichbedeutend ist. Er führte die kühne That, bei welcher ihm das sprichwörtliche Glück nicht gerade günstig war, in folgender Weise aus: Er reiste damals zu seinem Vergnügen, wie er sagte; in Wirklichkeit aber, um eine Geschichte, über die sich ganz Paris noch immer amüsirte, in Vergessenheit gerathen zu lassen. Er gelangte an der östlichen Küste des Golfes von Siam an, und da er ganz vorzügliche Empfehlungsschreiben besaß, so lud ihn der König, dessen Staaten er bereiste, eines Abends zum Diner in seine Hauptstadt Siem-Reep ein.

Ich übergehe das Menü der Festlichkeit, sowie die dieselbe begleitende Höllenmusik mit Stillschweigen. An der Tafel des Monarchen befanden sich nur drei Tischgenossen: der Fürst, Gontran und eine Persönlichkeit von mehr als zweifelhaftem Aussehen, deren Kleidung die indische Nationalität verrieth. Er sprach Französisch genug, um als Dolmetscher dienen zu können, und schon dieser Umstand rechtfertigte seine Anwesenheit zwischen seinen beiden Nachbarn.

Er hatte d'Heristal bereits mitgetheilt, daß er Ali-Iswara heiße, daß er Handel treibe und ein Günstling des Königs sei, dessen Güter er verwaltete, u. dessen Harem er immer wieder zu verjüngen hatte. „Leider", fügte er hinzu, indem er den Reisenden forschend betrachtete, „gehen die Geschäfte dies Jahr nicht. Die Reisernte ich schlecht gewesen, die Steuern gehen schlecht ein, und die Frauen werden mit jedem Tage theurer, so daß der König wenig ausgiebt."

„Sind die Gemahlinnen Seiner Majestät zahlreich?"

„Ja, doch zum Theil werthlos. Er besitzt dreihundert Frauen. Ein wohlbestellter Harem soll nie die Zahl von hundert bis hundertundfünfzig überschreiten. Wenig haben und oft wechseln, das ist noch immer das Angenehmste."

„Selbstverständlich!" antwortete Gontran. „Gerade so denken die verständigen Pariserinnen über ihre Toiletten .... Aber es ist wohl Zeit, daß ich das Wort richte an .... Wie heißt Ihr Monarch doch?"

„Prea-Thommea-Rachea-Thireach."

„Sehr dankbar, Sire!" fuhr d'Heristal mit einer tiefen Verbeugung zu seinem Gastgeber fort, welcher sich den Wanst mit einem Elephantenrüssel füllte. „Ich habe seinerzeit zwei Unterthanen Eurer Majestät gekannt, welche in Europa viel Aufsehen erregten."

„Wahrhaftig?" antwortete Prea-Thommea-Rachea-Thireach mit vollem Munde. „Und was thaten Sie dort unten?"

„Nichts weiter, als daß sie sich sehen ließen. Sie hießen die Siamesischen Zwillinge, und sicherlich ist die brüderliche Eintracht niemals weiter gediehen als bei ihnen. Auch wurde das Wort „Siamesisch" in ganz Europa ein Beiwort, welches dazu diente, eine außergewöhnliche Zärtlichkeit zwischen zwei verwandten Wesen zu bezeichnen."

„Nicht weiter!" sagte der Dolmetsch zu Gontran. „Ich werde mich hüten, fernerhin noch zu übersetzen. Welch ein Pech! Ihr Nachbar hat erst vor etwa drei Wochen seinen Bruder erdolchen lassen, und er könnte in Ihrer Aeußerung eine Anspielung auf seine brüderliche Zärtlichkeit finden.—„Teufel! Das glaube ich auch. Aber was hat denn der Betreffende gethan?"

„Er ist mit einer seiner dreihundert Schwägerinnen in zu nahe Berührung gekommen. Doch halt, da ist sie ja und blickt Sie an. Aber seien Sie vorsichtig, und thun Sie, als ob Sie sie nicht sehen!" — Hinter dem Lehnstuhle Seiner Majestät hatte sich geräuschlos eine Thür halb geöffnet, und ein fremdes Wesen, welches Gontran im Halbschatten für ein köstliches Juwel hielt, betrachtete wohlgefällig den schönen Grafen. Es war ein großes Weib von hellgrauer Gesichtsfarbe, mit großen schwarzen, fast geschlossenen Augen. Man konnte nicht behaupten, daß ihre Nase eine griechische war, aber sie war auch nicht allzu stumpf.

Ihre aus einem Stück Seide bestehende Kleidung, welche von den Hüften bis auf die Knie herabfiel,, und ein leichter Umhang, der die Brust nur unvollkommen verhüllte, ließen zum großen Theil einen Wuchs erkennen, welcher nichts, und zwar aus guten Gründen, der Korsetfabrikantin zu verdanken hatte. An Hals und Handgelenken trug sie daumendicke, in einander verschlungene Goldreifen. Leider war ihr Haar nach Landessitte kurz geschnitten. Sonst hätte sie selbst bei uns für ein sehr verführerisches Persönchen gegolten, wenigstens war dies Gontrans Ansicht, welcher seit sechs Monaten die Boulevards verlassen hatte, und dessen Begeisterung infolge der langen Entbehrungen der Reise gestiegen war. Auch darf man nicht unerwähnt lassen, daß er —in Ermangelung eines anderen genießbaren Getränkes — seit Beginn des Mahles nur Champagner trank (er hatte dem Könige einen Korb voll davon überreicht).

Inzwischen ließ die Schöne sich mit großem Wohlgefallen betrachten, während ihr Gemahl, der durch das mussirende Naß etwas betäubt war, garnicht zu merken schien, was hinter ihm vorging. Er schien sich für die Unterhaltung, die zwischen seinem Dolmetsch nud seinem Gast geführt wurde, nicht im Geringsten zu interessiren. Allerdings konnte er sie ja nicht verstehen. Beim Buddah! wenn er sie verstanden hätte, so hätten Gontran und Ali-Iswara ihr blaues Wunder gesehen. Aber diese Ehemänner sind doch überall gleich.

Die Mahlzeit näherte sich ihrem Ende, eine ganze Anzahl Flaschen mit silberfarbigem Halse stand leer auf der Tafel. Die Thür des Harems war jetzt weit offen, und die schöne Wata — was auf Siamesisch „zarthäutig" bedeutet — lächelte Gontran schelmisch zu. Dieser verschlang sie mit den Augen, während er zwischen dem Lieblingsrausch, der sein Blut in Wallung brachte, und dem Champagnerrausch — der Sekt war übrigens verfälscht und bereitete ihm Kopfschmerzen — hin- und herschwankte. Der arme Prea .... etc., der vollständig benebelt war, schlief auf dem Tische, wo er sich mittelst seiner beiden Arme ein Kopfkissen zurecht gemacht hatte. Er schnarchte so stark, daß man es trotz der mehr denn je tobenden Musik zu hören vermochte.

Der junge Mann, welcher die vertrauensvolle Gastfreundschaft mißbrauchte, fragte den Dolmetsch: „Würden Sie mir wohl einige Worte übersetzen, die ich an diese Bajadere richten möchte?"

„Warum nicht?"

Die kurzen, aber verständlichen Ausdrücke schienen die schöne Wata, deren leichter Sinn durch den tragischen Tod ihres Schwagers keineswegs erschüttert war, durchaus nicht zu verletzen. Nichtsdestoweniger antwortete sie ihrem Bewunderer nicht, sondern begann vielmehr, mit Ali-Iswara zu plaudern, der für eigene Rechnung lebhaft mit einem Gedanken beschäftigt zu sein schien, der mit denen Gontrans unzweifelhaft nichts gemeinsam hatte, denn zwischen seine Affenaugen legte sich eine tiefe Furche. Einige von ihm an die Favoritin gerichteten Worte ließen diese einen Ruf ausstoßen.

Der Bursche ließ nicht nach, und die beiden redenden Personen schienen schon mehrere Minuten zu verhandeln. Seine Majestät schnarchte noch immer. Gontran, der die Geduld verlor, fragte:

„Was erzählen Sie denn da eigentlich diesem schönen Kinde?"—„Ich spreche mit ihr über Sie. Doch was haben Sie zunächst vor? Ich glaubte, Sie dahin verstanden zu haben, daß Sie schon heute Abend abreisen."

„Meine Pirogue soll mich unterhalb der Terrasse der königlichen Gärten erwarten. Ich will bei Fortsetzung meiner Reise die nächtliche Kühle genießen. Auch hätte ich noch einen Platz für Madame übrig, wenn sie sich nicht vor einer Wasserfahrt in der Dunkelheit fürchtet."

„Man kann ihr ja die Frage vorlegen."

„Sie Schäfer! Sehen Sie nicht, wie sie bereits lacht?"

„Gewiß! Sie lacht gern, das hat sie bewiesen."

„Ja, aber ihr Gatte? Wenn er seinen eigenen Bruder erdolcht hat, so können Sie sich vorstellen, was er mit Einem anfangen wird, der nicht einmal sein Vetter ist."

„Er ist jetzt auf zwölf Stunden eingeschlafen. Ich kenne seine Gewohnheiten."

„Aber wird die Fürstin mitkommen wollen?"

„Warum denn nicht? Sehen Sie nur ihre Augen an!"

Wata blickte den jungen Mann allerdings ganz seltsam, jedoch keineswegs entmuthigend an. Seinen Schnurrbart streichend, sagte er zu sich selbst: „Wenn ich ihnen diese Geschichte im Klub erzähle, so werden sie mir dieselbe nicht glauben."

Und doch saß Gontran — so unwahrscheinlich diese Episode seines Lebens erscheinen mag — weniger als eine Viertelstunde später in seiner Pirogue neben seiner neuen Eroberung. Die Ruderer hatten den Auftrag, leise zu rudern. Ali-Iswara mußte am Ufer Wache stehen und für leichte Rückkehr Sorge tragen. „Ich möchte ihm einen oder zwei Louis geben," hatte der Graf sich gelobt, der bei seinen galanten Abenteuern stets freigebig war.

Bei dem ungewissen Schein einer glücklicher Weise mondscheinlosen Nacht glitt das Fahrzeug unter der Wölbung gigantischer Feigenbäume, deren Zweige sich von einem Ufer zum anderen vereinigten, ruhig dahin. Um nichts zu verschweigen: Gontran kühlte sich ebenso schnell ab, wie er vorher erwärmt war. Das Abenteuer hätte ganz hübsch werden können, aber es war nicht ausführbar. Er konnte ja seine Gefährtin in der Dunkelheit nicht sehen, noch viel weniger mit ihr sprechen, da er die Landessprache nicht verstand. Blieb also nur die Sprache der Taubstumm-Blinden...aber schon bei der ersten etwas ausdrucksvollen Geberde hatte die Pirouge, welche mit Reisekörben und verschiedenen unterwegs eingekauften Gegenständen beladen war, sich in bedrohlicher Weise auf die Steuerbordseite gelegt. Andererseits gebrauchte Wata, welche große Sorgfalt auf ihre Person und ihren Haarwuchs verwandte, offenbar Schönheitsmittel von mehr seltsamem als angenehmem Geruch. Kurz und gut, Gontran hatte, nachdem die erste Meile zurückgelegt war, sich genügend davon überzeugen können, daß Madame „Zarthaut" ihren Beinamen verdiente.

So standen die Dinge, als sich ein Geräusch von Rudern, die in stürmischem Rhythmus ins Wasser getaucht wurden, rücklings vernehmen ließ. Unzweifelhaft war der König zu rasch erwacht. Ali-Iswara war ohne Zweifel bereits erdolcht — ein Vorspiel von Racheplänen. Was nun thun, um einem gleichen Schicksal zu entgehen? ...

Im ersten Augenblick hatte der Räuber die Absicht, landen zu lassen und sich in die kühlen Fluthen zu stürzen, während Wata sich aus der Klemme ziehen sollte, so gut sie konnte. Die Vorschriften in Bezug auf Ehre werden weniger streng beobachtet, sobald es sich um ein Ehedrama unter dem hundertsten Grade östlicher Länge des Meridians von Paris handelt. Aber die Flüchtlinge hörten in dem Dickicht ein gewisses Mauen, welches jedoch nicht aus der Kehle einer Hauskatze kam. Man kann fast behaupten, daß der unglückliche junge Mann zwischen zwei Tiger gerathen war.

Ueberdies hatten die Ruderer der verfolgten Pirogue auf den Befehl, welcher von der verfolgenden Pirogue ausging, ihre Ruder gehoben.

Gontran, der zur Liebelei weniger denn je aufgelegt war, wollte sich wegen seiner wahnwitzigen Unbesonnenheit schon allen Teufeln verschreiben. Doch in demselben Augenblicke versprach er seinem Schutzherrn, in Zukunft bis zu seinem achtzigsten Lebensjahre nicht mehr die Augen zu einem Weibe zu erheben, wenn er sich aus diesem bösen Handel herausgezogen hätte. Alles schien darauf hinzudeuten, daß dieser in extremis geleistete Eidschwur nur zu viel Aussicht hatte, gewissenhaft gehalten zu werden.

Schon bemächtigten sich fünf bis sechs lanzenbewaffnete Krieger, die schwarz wie Teufel aussahen und ebenso gekleidet waren, des Fahrzeuges beim düsteren Schein einer ölpapiernen, mit seltsamen Hieroglyphen verzierten Stocklaterne. Diese Stocklaterne, o Ironie des Schicksals, war der jenigen ganz ähnlich, die an der Decke von Gontrans Vorsaal hing. Der Korporalschaftschef hatte sich — unter den bewandten Umständen eine nur zu überflüssige Vorsichtsmaßregel — durch eine rhinocoslederne Waffenrüstung geschützt. Sein ganzes Gesicht war durch einen Helm verdeckt, der dem Kopfe eines Ungeheuers gleich sah.

Gontran wurde beim Kragen gefaßt und sah bereits den Augenblick kommen, wo er sich mit der schönen Wata in dem Magen eines Flußkrokodils vereinigen sollte, als der vermummte Krieger die Rechte ausstreckte und mit der Linken andeutete, er solle Geld zahlen. Eine derartige Geberde wird unter den entlegensten Meridianen verstanden.

Der Augenblick war zum Feilschen nicht geeignet. Gontran zog seine Brieftasche heraus und händigte dieselbe dem siamesischen General ein. Der Fang war der Mühe werth. Das Notizbuch enthielt unter anderem eine Tratte von tausend Dollars auf eine Bank in Singapore.

Der Chef prüfte die Werthe beim Scheine der Stocklaterne. Es schien, als ob er sich in einer für einen Militär überraschenden Weise darauf verstand. Er befand den Schatz ohne Zweifel für genügend, um seine dienstlichen Pflichten vergessen zu machen, er steckte die Brieftasche in die Tasche, führte die Fürstin, welche sehr ruhig schien, fort und ließ Gontran seine Reise fortsetzen, was dieser zu thun auch nicht verfehlte.

„Der Bandit wird dem Könige erzählen, daß er mich ermordet und ins Wasser geworfen hat," dachte der Graf. „Aber was wird er mit der armen Wata anfangen?"

Plötzlich kam ihm ein unangenehmer Verdacht. Es hatte ihm nämlich geschienen, als ob diese junge Person in dem letzten Augenblicke der Trennung sich auf die Lippen biß, um ihr Lachen zu unterdrücken. „Sollte man noch einmal durch Drohungen Geld von mir erpressen wollen?" fragte er sich. „Zum Henker! Ich werde die Sache aufklären." Zu dem Aerger hierüber gesellten sich die Sorgen eines Reisenden, welcher sich mit leren Taschen fünfzehntausend Kilometer von Hause befindet.

Der brave Bursche konnte seine Zweifel nur aufklären, wenn er vor seiner Rückkehr nach Europa erst nach Singapore reiste. Er ging auf die dortige Bank und bat, ihm eine Tratte von tausend Dollars mit der Unterschrift von Rothschild vorzulegen, die bereits einige Monate früher hätte gezahlt werden müssen.

Dieselbe wurde ihm gebracht. Sie trug eine vorzügliche Unterschrift und war girirt von: Ali-Iswara, Handelsmann in Siem-Reep.

„Ich kenne ihn," sagte der Bankier, „er ist der Günstling des Königs. Sie haben wohl Geschäfte mit ihm zusammen betrieben?"

„Ja," antwortete der Reisende. „Er ist ein sehr intelligenter Kerl!"

Gewissenhaft.

Gendarm (zu einem soeben aus dem Wasser Gezogenen): „Sie können jeden Augenblick hinüber sein. — Sagen Sie schnell: Haben Sie gedient? Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie? Was sind Sie? Sind Sie auch geimpft?"

Das Gespenst des neuen Hauses.

Humoristische Skizze von B. Rittweger.

Wir waren immer ganz zufrieden, sogar sehr zufrieden mit unserer Miethwohnung gewesen, aber seit ein paar Jahren, seit die Bauepidemie in der Stadt herrschte, seit an den Promenaden, in Privatgärten, am Bergesabhang so reizende Villen entstanden waren, wollte sie uns nicht mehr recht gefallen.

So kam's, daß es eines Tages gefallen war, das große Wort: wir bauen. Nur unter uns, natürlich! So etwas hängt man doch nicht gleich an die große Glocke. Nein, da hätte man eine vorzeitige Wohnungskündigung befürchten müssen. Unser Name sollte womöglich gar nicht genannt werden bei dem Bau unseres Hauses, bis es keine Gefahr mehr hatte. Um inzwischen doch irgend etwas zu unternehmen, was mit meiner Würde als künftigem Hausbesitzer zusammenhing, ließ ich mich als Mitglied des „Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs" einschreiben. Für die Hausbesitzer ist dieser Verein sehr wichtig, und ich fühlte den Drang in mir, ihn aus allen Kräften zu fördern, um meinen Theil dazu beizutragen, daß die Häuser nicht der Gefahr des Entwerthetwerdens ausgesetzt waren.

Unsere nächste Aufgabe war nun, einen Bauplatz auszusuchen. Meine Frau und ich, wir durchkreisten tagelang die Stadt nach allen Richtungen und wählten.

Als wir das so acht Tage lang getrieben hatten, suchte uns eines Tages mein Freund Müller auf. Komisch, wir waren zwar sehr befreundet, aber wir trafen uns sonst nur in der Kneipe. Nach einigem etwas gezwungenem Hin- und Herreden — er hatte offenbar etwas auf dem Herzen und wollte nicht gleich damit herausplatzen — hob er an: „Ihr wollt bauen? Habt ihr euch das auch wohl überlegt?"

Ganz erschrocken erwiderte ich: „Aber, lieber Müller, das ist ja — woher weißt du denn das?"

„Na, hör' mal, soll das etwa ein Geheimniß sein?"

„Hm, allerdings, wir möchten nicht, daß davon gesprochen wird, und es ist mir ein Räthsel —"

„Hahaha, das ist nicht schlecht! Du willst also nicht, daß man was davon wissen soll? Dann lauf nicht mit deiner Frau an allen Bauplätzen herum und benutze nicht deinen Spazierstock als Maßstab! Ich bin gestern hinter euch hergegangen, es war zum Todtlachen, wie du den Platz an der Feuerwiese mit Schritten abzähltest und mit deinem Stock den Zaun maßest. Ich habe mich königlich amüsirt und war auch meiner Sache gleich sicher?" Na also, wann soll's denn losgehen?"

„Aber, lieber Müller, das weiß ich selbst noch nicht, es ist vorläufig nur eine Idee. Wir dürfen noch gar nichts davon verlauten lassen, sonst kündigt uns der Hauswirth die Wohnung, und wir sitzen da."

„Allerdings, da seid ihr ja vorsichtig. Bei mir ist's natürlich gut aufgehoben, aber wenn euch noch andere gesehen haben, dan stehe ich für nichts. Und hör' noch eins, einen guten Rath kan jeder brauchen: wenn du baust, nur massiv! Hörst du?" Damit ging er.

Na, gottlob, Müller konnte schweigen. Es war ein Glück, daß gerade Müller uns beobachtet hatte. So würde es wohl verschwiegen bleiben. Alle Plätze hatten wir ja nicht gemessen, nur etwa sechs.

Eitle Hoffnung! Am folgenden Tage schon erscheint eine Bekannte meiner Frau.

„Aber Liebste, ihr wollt bauen und davon sagt ihr euren besten Freunden kein Wort? Schändlich! Doch ich will dir's verzeihen und nicht bös sein. Aber eines sag' ich dir, wenn ihr baut, nur nicht massiv! Ist ja Unsinn hier bei den billigen Holzpreisen. Kommt viel theurer, und für Generationen baut man heutzutage doch nicht. So'n zierliches Fachwerkshäuschen im Schweizerstil sieht viel netter aus, als ein Steinbau. Meine Schwester hat so eines — entzückend! Wenn ich euch rathen soll, nur so 'ne reizende Schweizervilla."

Die Nachricht, daß wir bauen wollten, schien sich mit unheimlicher Schnelligkeit verbreitet zu haben. Am dritten Tage nach Müller's Besuch hatte ich die Kündigung des Hausherrn in der Tasche und am vierten prangte ein fettgedrucktes Inserat: Wohnung zu vermiethen, im Blatt. Es war unsere Wohnung, die ja allerdings große Mängel hatte, sehr große Mängel, aber es war uns doch äußerst unangenehm, erst noch eine andere suchen zu müssen. Die erste beste konnte man auch nicht nehmen, denn es würde sich immerhin um etwa ein Jahr handeln.

Entsetzliche Wochen folgten. Wir bekamen so viel Besuch, als wenn wir die Verlobung einer Tochter veröffentlicht hätten. Und wir hätten schon vorher einen Eid darauf ablegen können, daß jeder Besucher nach einigen Begrüßungsworten und einer Bemerkung über das jeweilige Wetter anfing: „Sie wollen also bauen? Da möchte ich Ihnen rathen" u. s. w., u. s. w.

O, was wurde uns alles gerathen!

„Sie werden doch sicher keinem Regierungsbaumeister den Bau übertragen? Diese Herren sind viel zu großartig, die können sich gar nicht in bescheidene Verhältnisse hineindenken, mit einem Privatunternehmer fährt man viel besser. Reichmann zum Beispiel, der hat Geschmack."

Gut, nehmen wir Reichmann. So beschlossen wir, nachdem dieser Besuch uns verlassen hatte.

„Sie wollen bauen, da rathe ich Ihnen, wenden Sie sich an den Unternehmer Medler, der baut Ihnen ein einfaches, hübsches Häuschen, der geht nicht über die gegebenen Verhältnisse hinaus, der Mann hat einen klaren Kopf."

„Wir dachten Reichmann —"

„Reichmann? Aber ich bitte Sie, der mit seinem Firlefanz von Erkern und Thürmchen! Na, fangen Sie nur mit dem an, da können Sie sich gratuliren!"

Gut, also Medler.

„Medler? Hör' ich recht? Der mit seinem Kasernenstil! Nein, wenn ich heute, nur an einen Regierungsbaumeister würd' ich mich wenden. Bedenken Sie — ein staatlich geprüfter höherer Beamter! Das ist das einzig Richtige. Da hat man gewissermaßen die Garantie, ein Haus zu bekommen, welches mit Verstand und Geschmack gebaut ist."

Wir beschlossen nunmehr, Hölzchen zu ziehen, ob ein Regierungsbaumeister, ob Reichmann, ob Medler. Wie sollten wir sonst zu einer Entscheidung gelangen? Das Hölzchen sprach für Reichmann. Das stand also fest.

Nun die erste Besprechung. Der Mann war zu allem erbötig, selbstverständlich. Er baute jedoch für Leute, wie wir seien, grundsätzlich nur elegante Häuser, stilvoll und schmuck. Er sei das seinem Rufe schuldig. Wir fühlten uns förmlich geschmeichelt.

Die Platzfrage, o, da hatten wir die Auswahl. Nach einigen Tagen hatten wir uns fast entschieden für einen Platz an der neuen Promenade. Da kam wieder ein Besuch, eine Dame.

„Sie wollen doch um Gottes willen nicht in Schöbels Garten — so hieß das Grundstück nach seinem früheren Besitzer — bauen? Mein Mann — der Mann war Stadtrath — vermuthet, daß in kurzer Zeit auf dem städtischen Grundstück, gerade Schöbels Garten gegenüber, das neue Gymnasium kommen soll. Dann ist Ihnen die ganze Aussicht verbaut. Und die Nähe der Vereinsbrauerei — bei Ostluft haben Sie den ganzen Qualm zu genießen. Haben Sie das gar nicht bedacht?"

Nein, das hatten wir nicht bedacht, aber wir holten's nun nach und dankten unserem Schicksal, daß wir noch nicht abgeschlossen hatten. Vierzehn Tage Bedenkzeit baten wir uns noch aus.

Und diese vierzehn Tage wurden unsere Rettung. Reichmann sollte uns inzwischen zwei Pläne zu einem Einfamilienhaus entwerfen, damit man doch die Wahl hatte.

„Ein Einfamilienhaus soll's werden?" So sprach bedenklich ein Kollege von mir „In einem Einfamilienhaus wohnt man immer zu theuer. Na, Sie müssen's ja wissen, ob Sie sich das erlauben können; ich könnte es nicht. Wenn ich baute — nur ein Haus mit drei Stockwerken. Da wohnt der Eigenthümer umsonst."

Das leuchtet mir ein. Umsonst wohnen, herrlicher Gedanke! Das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Also ein Miethshaus. Ich ersuchte den Architekten sofort, mir auch einen Plan zu einem dreistöckigen Miethshaus vorzulegen. Dann konnte man leicht eine Entscheidung treffen.

„Hör' ich recht, Sie wollen zum Vermiethen bauen? Das haben Sie sich gewiß nicht überlegt, meine Liebe!" So flüsterte eine Bekannte meiner Gattin zwei Tage später in einem Geschäft zu.

„Ja, allerdings, es ist vortheilhafter", wandte meine Frau schüchtern ein.

„Aber eine entsetzliche Last, meine Liebe! Nein, da würde ich lieber ganz auf ein eigenes Haus verzichten. Meine Eltern haben ein Miethshaus, ich kenne den Fall. Der Aerger hörte nicht auf; wir waren ewig am Umziehen, weil wir stets die Wohnungen beziehen mußten, für die sich gerade kein Liebhaber fand. Meine Eltern dankten Gott, als sie das Haus los waren. Ueberlegen Sie sich das ja recht, ich meine es gut mit Ihnen." —

„Sie werden doch natürlich einen Backsteinrohbau wählen?" So ein anderer.

„Nein, wir wollten das Haus putzen lassen."

„Dann gratulier' ich Ihnen! Alle zwei Jahre ein neuer Anstrich, sonst sieht's schäbig aus. Sie müssen viel Geld haben."

„Also Rohbau, es leuchtete mir ein.

„Rohbau? Na ja, ganz praktisch, aber gut sieht so ein Rohbau fast nie aus. Und wenn man einmal baut —"

Es war zum Tollwerden. Ich schaffte mir jetzt ein Notizbuch an, um all die guten Rathschläge aufzuschreiben, da mich mein Gedächtniß allmählich im Stiche ließ.

„Nur nicht zu hohe Fensterbrüstungen, da sitzt man im Zimmer wie in einem Gefängniß", so meinte eine ältere, sehr neugierige Verwandte, die uns in der Zeit heimsuchte.

„Lassen Sie sich nur nicht auf so niedrige Fensterbrüstungen ein, da sitzt man in seinen vier Wänden wie auf einem Präsentirteller. Ich rathe zu ziemlich hohen. Man kann dann auch so hübsche Fensterplätzchen mit einem Podium und einer altdeutschen Galerie einrichten." Das war die Ansicht einer jungen Frau, und meiner Gattin leuchtete sie ein, im Hinblick auf das Spinnrad der Großmutter, welches auf einem Podium mit altdeutscher Galerie wohl zur Geltung kommen würde.

„Wie hoch gedenken Sie die Zimmer zu machen?"

„Dreieinhalb Meter," meinte Reichmann."

„Lichte Höhe?"

„Wie? Was meinen Sie?"

„Nun, die wirkliche Höhe nach Vollendung der Räume, die Balkenlage nicht mit eingerechnet. Das ist doch ein Unterschied."

Lichte Höhe in's Notizbuch. Natürlich, das ist ein Unterschied. Reichmann hatte einfach von Höhe gesprochen. Ich war ordentlich stolz bei dem Gedanken, wie ich ihm nächstens mit dieser sachgemäßen Frage imponiren würde. O, er sollte sehen, mit wem er's zu thun hatte. Trotz dieses Hochgefühls sah ich immer mehr ein, daß es leicht gesagt ist: wir bauen! — daß die Ausführung jedoch mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Ich schlief keine Nacht mehr ordentlich, meine Frau ebensowenig. Nachdem die vierzehn Tage Bedenkzeit verflossen, waren wir beide völlig erschöpft. Ich litt bereits an Wahnvorstellungen — in wachem Zustand tanzten mir fortwährend Backsteine vor den Augen umher. Und als der Baumeister mit seinen drei sauber ausgeführten Plänen kam, wurde es mir vollends wirbelig im Kopf. Ich sah ein, dazu war ich nicht geschaffen, und meine Frau auch nicht.

Um unsere Wohnung grünte es jetzt so herrlich, und drüben auf dem Spielplatz tummelten sich unsere Kinder vergnügt herum, und die Frühlingssonne schien so erquicklich in unsere südlichen Zimmer — es war zu schön! Und am Tag zuvor hatte der Hausherr mir bei einer Begegnung im Flur zugerufen: „Es ist doch schade, daß Sie ausziehen, man hatte sich so aneinander gewöhnt in all den Jahren, und eigentlich sind wir doch immer recht gut miteinander ausgekommen!"

Er hatte noch keinen Miether, das schloß ich aus dieser elegischen Aeußerung.

„Du, Frau," so begann ich, als Reichmann mit Hinterlassung der Pläne gegangen war, „unsere Wohnung hat mir noch nie so gut gefallen, wie jetzt. Ich glaube, wir könnten sie wieder kriegen."

„Das wäre herrlich, dann brauchten wir kein Haus zu bauen —"

„Und keine andere Wohnung zu miethen, Schatz!"

Und wir fielen uns gerührt in die Arme.

Nach einer halben Stunde kam ich vom Hausherr zurück; wir hatten einen Miethskontrakt entworfen und unterzeichnet, der auf zehn Jahre lautete. Mein Notizbuch warf ich in's Feuer, und es war mir so froh zu Muthe, als hätte ich das große Loos gewonnen. Wie ein schwerer Traum lagen die letzten entsetzlichen Wochen hinter uns. Und in dieser Nacht schliefen wir beide prachtvoll. Die Krisis war vorüber — der Bazillus hatte ausgetobt, ganz entschieden!

Noch ein etwas unerfreuliches Nachspiel hatte die Geschichte. Die Rechnung des Baumeisters über gelieferte Baupläne mit zweihundert Mark. Aber das vermochte meine Freude nur ganz vorübergehend zu trüben. Nicht alle Leute kommen so billig fort bei einem Hausbau. Denn selbst wenn ich den Jahresbeitrag für die Mitgliedschaft des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs — ich trat natürlich sofort wieder aus, Miether haben gegen einen solchen Verein keine Verpflichtung, im Gegentheil — also, selbst wenn ich diesen Betrag noch hinzurechnete und 1 Mark 50 Pfennig für das Heftchen über Centralheizung, so kamen immer nur 204 Mark 50 Pfennig heraus. Das ist nicht mehr als eine Doktorrechnung, und die bezahlt man gern nach völliger Genesung.

Ueber die Bildungsanomalieen der Ohrmuschel

in Beziehung zu den mathematischen und physikalischen Bedingungen der Faltung des äußeren Ohres finden wir einen interessanten Aufsatz von F. Rohrer (Zeitschrift für Ohrenheilkunde, 36. Band 1900). Als Ergebniß der abortiven Faltung der Ohrmuschel kommen folgende Bildungen zu Stande. Der Rand des Helix ist dick und ohne Ueberkrämpung, Fossa-Navicularis fehlt ganz oder ist nur als seichte Furche angedeutet — Macacusohr. Der Helirrand ist dünn und stark nach hinten und oben ausgebreitet, jedoch mit ganz schwacher Faltung oder Krämpung nach vorn, die Ohrmuschel nähert sich der Dütenform — Pithekusohr. Der Rand des Helix ist dick und nach vorn herüber geknickt, so daß in der „Pars Intermedia" der Helix an der Stelle der mathematischen Ohrspitze, da, wo der Helix Mandibularis mit dem Helix Hyoidalis zusammentrifft, eine Spitze entsteht, die nach oben und vorn vom Darwin'schen Höcker gelegen ist und die Ohrmuschel stark entstellt. In diesen Fällen ist der Helix bandförmig, und Fossa Navicularis meist abortiv, weil der Helix mit dem Anthelix zusammengewachsen ist — Satyrohr. Der Helix ist im absteigenden Theil abortiv, der Anthelix stark hervortretend — Morels-Ohr.

Sinecure.

„Was macht denn jetzt Smith?"

„Er arbeitet in einem Circus."

„Das ist wohl ein schwerer Dienst?"

„Oh nein, gar nicht. Er hat nichts zu thun, als zweimal im Tag seinen Kopf in das Maul des Löwen zu stecken."